

los physikalisch deuten. Jede vitale Finalität ist der Physik wesensfremd, sie kann als solche nicht Objekt der chemisch-physikalischen Forschung sein, auch nicht der biochemischen und biophysikalischen. Seit mehr als hundert Jahren, seit Wöhlers Synthese der Harnstoffe im Jahre 1828, wissen wir ja, daß Chemie und Biochemie nur durch die Herkunft der chemischen Verbindungen, durch die relative Kompliziertheit der organischen Substanzen, aber nicht durch die Stoffe selbst getrennt sind. Und das gleiche gilt für die physikalischen und biophysikalischen Kräfte und Gesetze. Stofflicherseits besteht also zwischen dem Organischen und dem Anorganischen kein Wesensunterschied. Dieser offenbart sich erst in der Richtungsbestimmtheit, in der Eigengesetzlichkeit der stofflichen Lebensprozesse, die uns zwingt, auf eine in der anorganischen Welt nicht vorkommende Wirkursache zu schließen. Soweit die Biologie biochemische und biophysikalische Forschung betreibt, ist sie von Chemie und Physik nur durch das Materialobjekt, nicht das Formalobjekt verschieden. Aber darüber hinaus hat die Biologie als Lehre vom Leben die eigenartige Finalität der Lebensprozesse zum Forschungsobjekt. Sie hat zunächst den Zweck der Einzelvorgänge und ihrer wirkursächlichen Verknüpfung zu untersuchen und dann die für alle Lebensvorgänge allgemein gültigen Tatsachen herauszuheben. Sapper betont als eine der wichtigsten: Bewegungen gibt es in der Natur nur relativ zu materiellen „Bezugssystemen“ [dazu wäre wohl schon einiges zu sagen], und solche Bezugssysteme, sagt Sapper weiter, bestimmen im Reich des Organischen auch die besondere Richtungsbestimmtheit (Finalität) des Geschehens. Das kann man als Tatsachenfeststellung durchaus gelten lassen, aber man muß sich dabei bewußt bleiben, daß damit noch keine Erklärung für das finale Geschehen gegeben ist; diese ist auch nach Sapper dem Naturphilosophen nur durch die Annahme einer Entelechie, also einer von physikalischer Bewegung wesentlich verschiedenen Kraft, möglich.

Ob dann weiter die Erforschung des

Wesens der Entelechie in das Gebiet der Biologie bzw. Psychologie oder, wie Sapper meint, in die Sphäre der Naturphilosophie gehört, ist eine weniger wichtige Frage. Hier scheinen Biologie und Naturphilosophie jedenfalls praktisch zu einer Einheit zu werden. Denn was der moderne Naturphilosoph jeder Spekulation über das Leben an exakten Kenntnissen zu Grunde legen muß, die er den Naturwissenschaften verdankt, ist so viel, daß auch äußerlich jede naturphilosophische Darstellung auf sehr weite Strecken einer naturwissenschaftlichen gleicht. Dieser Zusammenhang bringt den Naturforscher über eine früher oft peinliche Spannung hinweg auch menschlich denen nahe, die seine Forschungsergebnisse zu einer finalen Naturbetrachtung oder einer philosophischen Spekulation verwerten. Und je mehr der Naturphilosoph aus der exakten Forschung erkennt, wie überaus verwickelt namentlich alles vitale Geschehen ist, desto mehr wird ihm das Wagnis bewußt, sich in der Spekulation gar zu weit über die empirischen Grundlagen hinaus in das Reich des Unerforschten vorzuwagen und mit Methoden a priori gar zu vieles als sicher hinzustellen, was Schritt für Schritt eines Beweises a posteriori bedarf. Felix Rüschkamp S. J.

Hausmusik

Mit lebhafter Anteilnahme können wir die Bestrebungen der Regierung, eingeschlummerte Volkskräfte wieder aufzurütteln, verfolgen. Über Versuche zur Wiederbelebung des Volksliedes haben wir bereits berichtet (Augustheft 1933). Zwar hat der Wettbewerb um das beste deutsche Volkslied den Erwartungen insofern nicht entsprochen, als der erste Preis, der Hitlerpreis, zurückgestellt werden mußte und musikalische Größen sich nicht beteiligt haben, aber schon der Versuch allein war den Einsatz an Kräften wert.

Eine weitere Sorge der Regierung gilt der Hausmusik. Vielleicht kann man sagen, daß die Hausmusik bis in die letzte Zeit hinein nie im gleichen Maße geschwunden ist wie das Volkslied. Es wurde in den Familien immer noch gerne musiziert, und gerade in den letzten Jahren haben durch die Bestrebungen der Jugendbewegung echte Hausinstru-

mente, die zum Aussterben verurteilt schienen, wie z. B. die Gitarre, weiteste Verbreitung gefunden, wenn auch mehr im Dienste von Wandergruppen als im Dienste der Familie. Aber allen diesen Instrumenten, die sich zur Hausmusik besonders eignen, wie die genannte Gitarre, die Violine, Flöte, Mandoline, Hand- und Mundharmonika, vom Klavier ganz zu schweigen, droht von einer Seite her eine Konkurrenz, die ihnen auf die Dauer sehr gefährlich werden dürfte: von der Radioindustrie. Das Radio mit seinen abwechslungsreichen Programmen und seinen meist von besten Musikern ausgeführten Stücken kann geradezu als der Todfeind der Hausmusik betrachtet werden. Es ist darum ein schwieriges Problem, wie sich mit dem Streben, die Hausmusik neu zu beleben, die Propaganda für Radioapparate (Volks-empfänger: „Jedes deutsche Haus soll einen Radioempfänger besitzen“) vereinigen läßt. Die Staatslenker haben im Radio das vorzüglichste Mittel, direkt zum Volk zu sprechen, seine weiteste Verbreitung gehört darum zu den heutigen Staatsnotwendigkeiten. Aber die Kehrseite: erschwerte Bedingungen für die Pflege der Hausmusik, darf nicht verkannt werden, und es ist die Frage, ob das Instrument der großen Volksgemeinschaft, das Radio, die intimeren Instrumente der Familiengemeinschaft nicht doch im Laufe der Zeit zum großen Teil verschwinden läßt. Ein vollständiger Untergang ist ja nicht zu befürchten, da es immer wieder einzelne Menschen geben wird, deren musikalischer Naturtrieb zum Spielen einzelner Instrumente drängt, aber es wäre schon schlimm, wenn bei der Gesamtheit unseres Volkes nicht mehr ein innerer Trieb, sondern allein der Wunsch von oben das eigentliche Motiv für die Pflege der Hausmusik bildete, weil sie so kein organisch gewachsenes Naturgebilde mehr wäre.

Außer dem Radio sind gewiß auch andere mechanische Musikerzeuger, wie Grammophone, Phonolas, natürliche Feinde der Hausmusik. Solche mechanischen Instrumente, Spieldosen, Aristons usw., gab es auch früher, aber ihre Verbreitung stand doch in gar keinem Verhältnis zur Verbreitung der modernen Apparate, von der Qualität der Wiedergaben ganz abgesehen.

Wer nun etwa meinen möchte, es sei doch ganz gleichgültig, auf welchem Wege Musik vermittelt werde, ob durch Mechanik oder durch direktes Vorspielen, wer ferner behauptet, es sei doch besser, gute Musik durchs Radio zu hören, als mittelmäßige durch häusliches Musizieren, der hätte die ganze Frage der Hausmusik überhaupt noch nicht begriffen. Ihm wären ihre Sonderwerte, die durch keine noch so raffinierten Außenwirkungen ersetzt werden können, noch gar nicht bewußt geworden. Diese Außenwirkungen treffen immer nur auf das Individuum, auf die einzelnen Familienglieder in ihrer Besonderung, nicht aber auf die Familie als Gemeinschaft. Es fehlt das umschließende Band. Der Unbekannte oder die Unbekannten, die vor dem Radiosender musizieren, stellen keinerlei Beziehungen zwischen Schenkendem und Empfangendem her. Ja es ist geradezu das unpersönliche Verhältnis, das zwischen Käufer und Verkäufer besteht. Der Genuß ist ferner ein müheloser, rein passiver. Aber was nichts kostet, schätzt man nicht.

Ganz anders sind die Verhältnisse bei der Hausmusik. Sie läßt sich nur durch eigenes, meist jahrelang fortgesetztes Bemühen ins Werk setzen. Wie freuen sich die Eltern über die Fortschritte ihrer Kinder in Gesang und Instrumentalspiel, wie stolz sind diese hinwieder, wenn Eltern und Geschwister mit innerer Teilnahme ihren Darbietungen lauschen! Es gibt oder es gab wenigstens Familien, wo man drei-, sogar vierstimmig singen, Terzette und Quartette spielen konnte. Mehr noch: der Pfarrorganist Anton Lachner, der Vater des berühmten Franz Lachner, brachte mit seinen vierzehn Kindern sogar ein richtiges Orchester zustande. Das bindet die Familienglieder zusammen und stärkt die naturgegebenen Beziehungen der Familie oft in ungeahnter Weise. Welche Gefühlswerte eine noch so einfache und bescheidene Hausmusik vermittelt, vermag nur der zu ermessen, der ihre Seligkeiten in der eigenen Jugend erfahren durfte. Das wirkt nach bis ins späteste Alter, auch wenn man dann über die Qualität solch häuslichen Musizierens skeptisch geworden ist. Nicht auf den Anreger kommt es ja an, sondern auf das, was er in der Seele anregt. Dies bleibt unverlierbarer Besitz. Das Ge-

bäude steht fest, das Gerüst ist gefallen.

Hausmusik ist der eigentliche Heimatboden der Musik. Sie ist später in die weite Welt gewandert und ist Weltbürgerin geworden. Aber sie wird immer in ihre Urheimat zurückkehren müssen, will sie nicht entarten und volksfremd werden. Dieses Weltbürgertum der Musik hat die Konzertsäle geschaffen. Diese sind die richtigen musikalischen Pinakotheken, wo alle Stilepochen, herausgerissen aus Leben und Zweckbestimmung, vertreten sind. Wie das Altarbild in die Kirche gehört, das Familienbildnis in die Familie und nicht in eine öffentliche Galerie, so gehört die Meßkomposition, das Orgelstück in die Kirche, die Kammermusik, wie ja schon das Wort sagt, ins Familienzimmer, die Opernouverture ins Theater, alles das aber nicht in den Konzertsaal. Schnittblumen sind ja gewiß auch schön, aber es fehlt ihnen Wurzel und Lebenssaft. Die Besucher von Konzertsälen sind sodann keine Gemeinschaft, sondern eine bunt gewürfelte Menge von Menschen verschiedenster Richtung und Weltanschauung. Der edle Begriff „Volk“ paßt nicht für sie. Und wenn man am Tage der Hausmusik in Theatern und Konzertsälen „Hausmusik“ darbot, so war auch das im Grunde Unnatur und konnte nur durch den Zweck, Anregung zur Pflege von Hausmusik zu geben, gerechtfertigt werden.

In den seltensten Fällen wird Hausmusik qualitativ sehr hochstehende Leistungen aufweisen. Dies verlangen zu wollen, hieße der Hausmusik das Grab schaufeln. Aber bedeutet unter diesen Umständen ihre Förderung nicht zugleich die Förderung des Kitsches, dem man sonst so energisch zu Leibe rückt? Ist doch schon die entsprechende Musikliteratur zum Teil recht minderwertig. Aber selbst wo die Stücke an sich gut sind, werden sie durch mangelhafte Ausführung verdorben. Wer immer Gelegenheit hat, Hausmusik in einfachen Familien zu hören, wird sich als Musiker immer wundern, mit welch bescheidenen Mitteln der Zweck der Hausmusik erreicht wird. Die gegenseitige Liebe deckt alle Unvollkommenheiten zu. Ich habe einmal in einer solchen Familie den Schüler einer Lehrerbildungsanstalt auf dem Klavier frei phantasieren hören. Der Vater hatte ihn dazu aufgefordert. Es

war schauerhaft. Der Vater aber strahlte vor Freude über die Leistung seines Sprößlings. Ich habe damals wieder erfahren, wie relativ so vieles in Sachen der Kunst ist. Wie der Kleinbauer in seiner baufälligen Hütte glücklicher sein kann als der Fürst in seinem mit aller Pracht ausgestatteten Palast und nicht mit ihm tauschen möchte, so kann auch die allerbescheidenste Musik den Anspruchslosen beglücken. Immerhin liegt in diesen Verhältnissen, deren Tatsache nicht zu bestreiten ist, ein recht schwieriges psychologisches Problem, das in etwa auf das uralte philosophische Axiom hinausläuft: Quidquid recipitur, per modum recipientis recipitur. Im allgemeinen werden sich ja die Leistungen schlichter Hausmusiker von selber vervollkommen, wo natürliche Begabung und ein wenig Liebe zur Musik dabei sind.

Unsere Zeit hat das Gefühl für die besondern Reize einstimmigen Gesanges und einstimmigen Instrumentalspieles verloren. Das Harmonische unterdrückt das Melodische. Selbst der Gregorianische Choral muß sich trotz der Stilwidrigkeit und nicht zu seinem Vorteil Begleitung gefallen lassen. In dieser Hinsicht haben die einstimmigen Instrumente, wie Violine und Flöte, und selbstverständlich auch die Singstimme eine große volkserzieherische Bedeutung, weit mehr als das Klavier. Die Beseelung des Tones oder einer melodischen Linie ist ein viel wichtigeres Ziel der Musikerziehung als der Erwerb der Fähigkeit, ein paar leichte Sonatinen schlecht und recht auf dem Klavier herunterzuklopfen. Die Pflege der Einstimmigkeit ist heute fast ein Reservat der Hausmusik; wo Violinspieler oder Sänger in der Öffentlichkeit auftreten, haben sie fast ausnahmslos einen Begleiter neben sich, obwohl dadurch die Aufmerksamkeit der Zuhörer geteilt ist und zarteste Feinheiten des Solovortrages leicht verwischt werden.

Ein weiteres Moment der Ausgleichung sehen in oder vielmehr erhoffen wir von der Hausmusik: ein Zurückdrängen der üppig aufgesprossenen Marschliteratur. So wenig die meisten sich wohl dessen bewußt werden, es liegt eine Unnatur darin, marschmäßige Kompositionen zu singen oder zu spielen oder im Radio darzubieten, wenn nicht marschiert wird. Märsche sind Zweckkompositionen und haben nur dort ihren Sinn, wo die Be-

dingungen vorhanden sind. Ähnliches gilt von der Tanzmusik. Man wird mir sagen, das sei eine rigorose Forderung, denn man wisse ja aus Erfahrung, wie es einem beim Vortrag eines Marsches in den Beinen zucke. Ein motorischer Anreiz also, der unterdrückt wird und keine Auslösung findet. Darin sehe ich eben die Unnatur.

Mancher wird sich gewundert haben, daß ich selbst die Mundharmonika unter die Instrumente der Hausmusik gerechnet habe. Es lassen sich aber in der Tat damit ganz nette Wirkungen erzielen, so gewiß es auch ist, daß die Akkordfolgen satztechnisch vieles zu wünschen lassen. Wie bei aller Volkskunst, so gilt auch hier die Erfahrungstatsache, daß die Wirkung über den Wert des Anregers hinausgeht.

Es wurde der Vorschlag gemacht, gute Kammermusiker ins Haus zu bestellen, um ihnen so Verdienst zu schaffen. So schön der Gedanke vom sozialen Gesichtspunkt betrachtet auch ist, die Hausmusik kann durch fremde Musiker nicht ersetzt werden. Denn Hausmusik setzt ein ganz anderes Verhältnis zwischen Spielern und Hörern voraus als das Verhältnis von Auftraggeber und Lohnempfänger. Wo dieses engere Verhältnis fehlt, ist es eben Musik, aber keine

Hausmusik in dem Sinn, den die Regierung anstrebt: Gesundung der Zellen des Volkskörpers.

Richard Strauß fordert in einem Aufsätzchen „Erziehung zur Musik“, das unlängst durch die Presse ging, für die Mittelschüler Unterricht in Harmonielehre, Satzkunst, Kontrapunkt bis zum Verständnis einer Bachschen Fuge, Partiturstudium bis zur vollständigen Erfassung der kontrapunktischen Seelenkämpfe des dritten Tristanaktes. Diese Forderung des berühmten Zeitgenossen ist doch erstaunlich volksfremd, von der Unmöglichkeit praktischer Ausführung ganz abgesehen; sie unterscheidet zu wenig Wissen und Leben und verkennt völlig die mächtigen seelischen Werte naiven, von keiner Reflexion beherrschten Hörens. Ich wenigstens muß gestehen, daß mich in den Jahren meiner Knabenzeit, wo ich noch kein Musikstück zu sezieren verstand, das Anhören von Musik ungleich gewaltiger ergriff und beglückte als nach Erwerb der von Strauß geforderten Kenntnisse. Der „reine Tor“ ist in diesem Betracht dem Wissenden gar nicht so unterlegen, wie es scheinen könnte. Und ein farbenprächtiger Schmetterling kann mir auch gefallen, wenn ich von Zoologie so gut wie nichts weiß. Josef Kreitmaier S.J.

Besprechungen

Theologie

Der Kirchenbegriff des hl. Augustinus in seinen Grundlagen und seiner Entwicklung. Von Dr. Fritz Hofmann. 8° (XX u. 524 S.) München 1933, Max Hueber. Brosch. M 15.50, geb. M 18.—

Von besonderem Wert für die theologische Forschung sind Werke, die wie das vorliegende der Entwicklung theologischer Grundprobleme im Lehraufbau führender kirchlicher Denker nachgehen. Nicht nur um des eigenen Reizes willen, den die Aufhellung des Gedankenfortschritts im Lauf einer ganzen Lebensarbeit an sich schon hat, sondern mehr noch deshalb, weil so die einzelnen Lehraussagen, bei deren Wertung nur zu oft die Rücksicht auf diese Dynamik der innern Entwicklung außer acht gelassen wird, jeweils erst an den richtigen Ort

gestellt werden. So gesehen, erscheint die Themawahl dieser Studie ebenso glücklich wie ihre Durchführung methodisch und sachlich vorzüglich. Wie gerade bei Augustinus die gesamte Lebensleistung nur aus der steten Auseinandersetzung mit den Strömungen um ihn und gegen ihn verstanden werden kann, so lebt auch sein wachsendes Begreifen der Kirche ganz aus seinem gleichzeitigen geistigen Reifen und Ringen überhaupt: von der stark rationalen Sicht der Kirche aus seiner ursprünglich neuplatonischen Grundhaltung heraus führt ihn der Kampf gegen Manichäismus, Donatismus und Pelagianismus Schritt um Schritt zu immer tieferer Betrachtung der Kirche, bis zu jenen letzten radikalen Folgerungen, die dem Augustinismus als System auch in der Lehre von der Kirche die eigentümlich düstere Färbung geben. Bei der Fruchtbarkeit des reich und geordnet